



BLUMENAU

Zu diesem Buch

Warum müssen Menschen leiden? Was bedeuten Tod und Wiedergeburt? Wie erlangt man dauerhaftes Glück? In einem geheimnisvollen Garten erhält ein junger Mann auf wundersame Weise Antwort auf seine drängenden Fragen. Die großen buddhistischen Meister Indiens und Tibets selbst führen ihn ein in die Geheimnisse des Lebens, wie der tibetische Buddhismus sie erklärt, angefangen beim Ersten Dalai Lama über Maitreya, Shantideva und vielen anderen bis zum Buddha selbst. Jeder der Lehrer hat seine besondere Lektion für ihn: Meditation, die Überwindung des Leidens, Karma, Mitgefühl und die endgültige Befreiung. Roach, der die Lehren der alten Meister selbst jahrelang im Original studiert hat, gelingt es, diese so plastisch, packend, klar und direkt darzustellen, dass man sich ihrer überwältigenden Weisheit kaum entziehen kann.

Der Autor

Geshe Michael Roach hat nach über zwanzig Jahren Studium in einem tibetisch-buddhistischen Kloster seinen Geshe-Grad empfangen. Er gründete das ›Asian Classics Institute‹ und hat zahlreiche Werke aus dem Sanskrit und Tibetischen übersetzt. Er lebt in der Nähe von Poenix, Arizona.

Weitere Bücher von Geshe Michael Roach bei der Edition Blumenau:

Der Diamantschneider

Karmic Management

Der östliche Pfad zum Himmel

Damit Yoga wirkt

Geshe Michael Roach

Der Garten des Buddha

*Tibetische Lehren,
eine Erzählung*

Aus dem Englischen von
Giovanni und Ditte Bandini



BLUMENAU

Ungekürzte Ausgabe
September 2011
3. Auflage Februar 2013
EditionBlumenau
Hamburg
www.editionblumenau.com

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Garden. A Parable, Doubleday, USA
Copyright © 2000 Geshe Michael Roach

Copyright der deutschen Ausgabe: © 2011 EditionBlumenau, Hamburg
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Titelkonzept: Silvia Engelhardt
Titelgestaltung: Kati Krüger, Hamburg
ISBN: 978-3-9813888-5-5

Wir freuen uns auf Ihren Besuch:
www.editionblumenau.com

INHALT

Geh die Sonne berühren	7
Schmerz	11
Meditation	18
Das Leben nach dem Tod	38
Die Reise des Todes	49
Freiheit	65
Handlungen und ihre Folgen	82
Die Erschaffung einer Welt	101
Mitgefühl	132
Der Krieger	159
Die Leerheit	182
Der Engel	191

Erstes Kapitel

Geh die Sonne berühren

Wir lernten uns am Tag des Erntedankfestes kennen. Unsere Mütter waren Freundinnen. Ihre Mutter hatte vier Töchter, meine Mutter hatte vier Söhne, und sie müssen sich eines Tages auf dem Markt getroffen und zum gemeinsamen Festessen verabredet haben.

Meine Brüder und ich arbeiteten an dem Tag draußen vor dem Haus. Wir wussten nicht viel über die Verabredung; wir versuchten, einen Wagen zu reparieren, und waren über und über mit Schmutz bedeckt. Die Töchter trafen nacheinander ein. Als die erste, die älteste, im Hof abstieg, sah sie uns mit unseren verschmierten Gesichtern unter der Wagenachse hervorlugen. Sie war außerordentlich schön mit ihren schwarzen Haaren und dunklen Augen. Nachdem sie ins Haus gegangen war, arbeiteten wir halbherzig weiter, bis die zweite Tochter ankam – sie war blond, von kräftigem Körperbau und ebenso anziehend wie die erste. Mittlerweile waren wir aufgestanden und versuchten, uns den Staub der Straße, so gut es ging, von den Kleidern zu klopfen.

Dann erschien die dritte, wie einem Märchen entstieg, mit rotbraunem Haar, einem heiteren Gesicht und lachenden Augen. Der Blick, mit dem sie uns streifte, als sie zur Haustür ging, wo unsere Mutter sie erwartete, genügte, um uns den Wagen vergessen zu lassen: Wir gingen zum Wassertrog und begannen, uns Hände und Gesichter zu waschen. Dann kam die Mutter in einem kleinen Wagen angefahren,

und neben ihr auf dem Bock saß die letzte Tochter, schlank und still, mit Locken wie aus Gold und im Licht des Sonnenuntergangs wahrhaft wie die Sonne selbst anzuschauen. Dann saßen wir alle behaglich bei Kerzenschein und Festessen im Haus, umgeben vom Duft der vier Schwestern.

Am nächsten Morgen zeigte sich, dass ein kleiner Topf, in dem sich eines der mitgebrachten Gerichte befunden hatte, zurückgeblieben war – vielleicht der erste einer Reihe von Zufällen, die sich durch mein ganzes Leben ziehen und mir im Lauf der Zeit immer weniger wie Zufälle erscheinen sollten. Meine Mutter wandte sich mir zu und schlug mir vor, den Topf zurückzubringen. Ihr Blick schien zu sagen, dass es sehr wichtig wäre. Ich machte mich auf den Weg.

Die Mutter der vier Mädchen sah mich mit dem gleichen Blick an, als sie die Tür öffnete. Ich reichte ihr den Topf und trat dabei über die Schwelle, gerade weit genug, um ein kurzes Gespräch mit ihr anzufangen – worauf sie offensichtlich nur gewartet hatte. Ich fragte sie, ob die Tochter mit den goldenen Haaren an einem der nächsten Abende mit mir spazieren gehen könne. Sie lächelte, sah mich mit ihren freundlichen braunen Augen an und sagte, es sei gut.

Zuerst führte ich sie auf den Wegen, die ich kannte, und sie ging mit. Es erfüllte mich mit Stolz, dass sie meinen Arm nicht ablehnte, und da ihr langes Haar über meine Schulter fiel, sah ich nicht allzu viel vom Weg. Bald fanden wir uns auf einem anderen Pfad wieder, einem, den ich nicht kannte. Es war ziemlich dunkel geworden: Es war einer der frühen Winterabende in der Wüste, in der wir lebten.

Damit begann meine Lehrzeit. Es ging dabei nicht um Dinge, die man aus Büchern oder in Schulen lernt (wo ich bereits viel Zeit verbracht hatte), sondern um die Dinge, die im Leben eines Menschen wirklich zählen und die wir, wenn wir älter werden, als die wichtigsten überhaupt erkennen: die Dinge des Geistes.

Sie führte mich in einen ummauerten Garten, der an seiner Westseite von einer kleinen steinernen Kapelle begrenzt wurde. In dieser ersten Nacht sah ich eigentlich nichts anderes als einen großen Baum – eine Seltenheit in der Wüste – mit einem mächtigen Stamm und hohen

Ästen, die tief herabbingen und gleichsam ein Zelt bildeten gegen die Nacht und gegen die äußere Welt. Ich lehnte mich mit dem Rücken an den Baum, und sie schmiegte sich an mich. Ich spürte, wie von ihrem Bein, das meines berührte, eine plötzliche, fast übernatürliche Hitze ausstrahlte, als bestehe es aus reinem Sonnenlicht.

In mir regte sich der Impuls, ihr etwas von meinen Studien mitzuteilen, irgendwelche Gedanken aus Büchern – sie mit meiner Schuljungelehrsamkeit zu beeindrucken und ihr von meinem zunehmenden Ansehen in der Schule zu erzählen. Ich öffnete den Mund, um zu sprechen...

Sie sah mit matten rehbraunen Augen zu mir auf, die Lider halb geschlossen, als erlebe sie gerade eine Lust, von der ich keinerlei Vorstellung hatte, und ich brachte kein Wort heraus. Dieser matte Blick genügte, und ich verstand: Meine wirkliche Aufgabe bestand nicht so sehr darin, Buchwissen anzuhäufen, als vielmehr mich selbst und meinen Stolz zu meistern. Dies lernte ich im Alter von sechzehn Jahren von diesem noch jüngeren Mädchen, und wie zur Belohnung legte sie ihre Wange an meine Brust.

Ich verspürte eine mir unbekanntere Regung. Es war das erste Mal, dass ich fleischliche Begierde empfand, die mir von da an eine mächtige und würdige Widersacherin sein sollte. Ich hob die Hände, um ihre Brust zu berühren, und wieder blickten ihre Augen zu mir auf, aber jetzt mit einem Ausdruck der Missbilligung, und ich merkte, dass ich meine Hände nicht bewegen konnte. Und in diesem Moment lernte ich von diesen Augen eine zweite Lektion; ich spürte, wie mein Herz sich der Güte öffnete.

Sie nahm meine Hand, wandte sich ab und bedeutete mir, noch immer ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, mit ihr den Garten zu verlassen. Ich war enttäuscht und verletzt, und im selben Moment, da mir dies bewusst wurde, blieb sie stehen, wandte sich rasch nach mir um und blickte mich ein drittes Mal an.

Was ich sah, kann ich nur andeutungsweise beschreiben: Ich sah einen goldenen Engel, aufrecht stehend, die Arme leicht seitlich angehoben, die Handflächen mir zugewandt. Ihr Haar umgab sie wie ein

Heiligenschein, und ihr Gesicht erstrahlte im Licht des Mondes, der über dem Johannisbrotbaum hinter uns herabschien. Und ich sah wieder ihre Augen, die mich fragten, welches Recht ich zu zürnen hätte, jetzt oder jemals wieder; ihr oder irgendeinem anderen Wesen; und ob ich nicht einzig deswegen in diesem Leben war, um zu lernen, die Dunkelheit meines Geistes zu besiegen und dem goldenen Licht in ihm immerwährendes Leben zu schenken.

Und damit begann mein Leben, wie ich es hier schildern werde, und als wir uns trennten, sagte sie nur: »Geh die Sonne berühren. Sie wird dich nicht verletzen.«

Zweites Kapitel

Schmerz

Das Jahr verging, und Sie nahm mich immer wieder mit in den Garten, um den Unterricht fortzusetzen. Es war immer Nacht, und sobald wir durch das Tor getreten waren, sprach Sie kein einziges Wort mehr – Sie lehrte mich durch Ihre Augen und Ihre Hände, Ihr Haar und Ihre Berührungen. Die Lektionen folgten einem stets gleich bleibenden Muster. Ich dachte immer nur an Ihre Wärme und Ihren Duft. Woran Sie dachte, habe ich nie erfahren.

Stundenlang waren wir wie zwei junge Liebende. Wir füllten jeden Augenblick mit Zärtlichkeiten aus oder lagen rücklings im Gras unter dem Johannisbrotbaum, lauschten dem Gemurmel des Brunnens oder den Stimmen der wenigen Nachtvögel der Wüste oder spürten einfach die Lüfte aus der Wüste, die über unsere Körper strichen. Irgendwann kam mir dann meist ein Gedanke in den Sinn, eine Regung von Stolz oder von Verlangen, ein Anflug von Widerwillen oder von Hass, und sofort waren die Augen da, stets halb geschlossen in einer mir unbekanntem Seligkeit, jetzt mit einem Mal streng, fast vorwurfsvoll. Dann wusste ich, dass sie wusste, was mir durch den Sinn ging, und hatte keine andere Wahl, als mich selbst und meinen Geist wie in einem Spiegel zu sehen, die Nutzlosigkeit und Unreinheit dieser Gedanken zu erkennen und sie einfach zu beenden. Dies war allerdings eine Freude – nicht nur in sich, sondern auch weil Sie mich im nächsten Augenblick belohnte, wie man ein Kind mit einer Süßigkeit belohnt. Jedes Mal, wenn meine Gedanken reineren Vorstellungen wichen, empfing ich eine Liebkosung, einen Kuss oder eine sanfte Berührung durch Ihr

Haar. Und so wurde ich im Garten wie ein Hündchen abgerichtet: dazu, meine Gedanken und meinen Geist zu beobachten und mich zu bemühen, sie im Zaum zu halten.

Die nächtlichen Lektionen hatten ihren eigenen Rhythmus und ihr eigenes Tempo. Parallel dazu ging der schulische Unterricht weiter mit seiner Vermittlung weltlichen Wissens. Die nächtlichen Lektionen wirkten wie eine Welt für sich, was sie auch waren; aber zumeist erschienen mir diejenigen des Tages wirklicher und wichtiger. Ich tat mich hervor, und dies erfüllte mich mit einer Selbstsicherheit, die mit Stolz gemischt war. Diese Gefühle erreichten eines Tages ihren Höhepunkt, als ich einen Brief mit dem Siegel und der eigenhändigen Unterschrift des Königs erhielt. Er lud mich ein, zur Hauptstadt zu reisen, wo ich dem Hof vorgestellt und zur Königlichen Akademie zugelassen werden sollte. Dies war der Traum jedes Schülers in der Provinz und eine große Ehre. Den Brief in der Hand, ritt ich spornstreichs zur »Goldenen«, wie ich Sie für mich nannte, um Ihr meinen Preis zu zeigen.

Es war eine unbezahlbare Lektion zum Thema Eitelkeit – und die beste, die ich je erhalten habe. Ich werde Ihren Blick niemals vergessen, zumal es eines der letzten Male war, da ich Sie sah. Sie saß halb liegend auf einem Sofa, so dass Ihr üppiges Haar sich wie eine goldene Kaskade über die Lehne ergoss, und trug ein einfaches kurzes, seidig schimmerndes Hemdkleid aus einem japanischen Goldstoff, der mit roten Rosen gemustert war. Ich stürzte ins Zimmer, um Ihr den Brief mit dem Siegel des Königs zu zeigen. Triumphierend hielt ich ihn Ihr hin.

»Er ist vom König persönlich! Eine Einladung, an den Hof zu kommen und die Akademie zu besuchen!« Doch in diesen braunen Augen sah ich nicht das leiseste Anzeichen dafür, dass Sie mich auch nur gehört hätte. Sie sah nur mit einem Ausdruck vollkommener Unschuld und Seligkeit zu mir auf. Ihr Blick ähnelte so sehr dem Blick eines Rehs oder eines anderen wilden Tieres, dass man daraus hätte Einfältigkeit herauslesen können, oder vielleicht auch Allwissenheit. Und wieder keine Worte, einzig der Spiegel, in dem ich meinen zunehmenden Hochmut erkannte. Dies ließ mich innehalten, aber nicht umkehren, und noch vor Ablauf des Jahres war ich in die Hauptstadt gezogen.

Was in der Wirklichkeit Jahre in Anspruch nahm, ist in wenigen Augenblicken erzählt: Ich warf mich der Hauptstadt, dem Königshof und der Akademie an die Brust, und sie verschlangen mich. Ich lernte viel und wusste doch wenig dank meiner Lehrer, die hervorragend qualifiziert waren, mir wenig beizubringen. Ich kehrte mit dem begehrten Diplom heim und fühlte mich leer und ein bisschen verloren.

Auch Sie hatte ich aus den Augen verloren. Meine Mutter war gestorben, und meine Brüder waren fort, und mit ihnen jede Möglichkeit, in Erfahrung zu bringen, wo Sie sein mochte. Dennoch fühlte ich mich weiterhin stark zum Garten hingezogen. Ich spürte in mir die Gewissheit, dass ich Ihr wieder begegnen würde und Sie nicht vergeblich in der äußeren Welt zu suchen bräuchte, wenn ich dorthin ging und das Wesen dieses Ortes begriff. Ich fand ein Häuschen, in dem ich wohnen, lesen und schreiben konnte, und gewöhnte mir an, nachts zum Garten hinauszuwandern und dort stundenlang auf und ab zu gehen, auf der hölzernen Bank unter dem Johannisbrotbaum zu sitzen oder am Tor zu stehen und nach Ihr Ausschau zu halten.

Dann eines Nachts, als ich dort im Gebet versunken saß und nur um das eine betete, spürte ich, dass sich jemand hinter mir im Dunkeln näherte. Mein Herz machte einen Sprung, und ich verspürte eine tiefe Dankbarkeit. Ich drehte mich um und blickte erwartungsvoll auf. Doch das Gesicht, das zu mir herabsah, war das eines anderen, und langsam, staunend, erkannte ich es als das Gesicht des größten Meisters der alttibetischen Gelehrsamkeit wieder: Es war das Gesicht Tsongkhapas des Großen, genau so, wie es in den Kopien der vor über fünfhundert Jahren entstandenen Skulpturen dargestellt ist – kein ansprechendes Gesicht, kein freundlicher Blick, nicht das, was wir erwarten oder was wir uns als die äußere Erscheinung großer Gelehrsamkeit und unendlicher Barmherzigkeit vorstellen würden. Stattdessen gewahrte ich eine gestrenge Miene und stechende Augen in einem kleinen Gesicht, das beherrscht wurde von einer gewaltigen Nase gleich dem Schnabel eines Falken und großen, langen Ohren. Und zu all dem gesellte sich eine Aura von Kraft, gemischt mit einer überwältigenden Barmherzigkeit, einem fordernden, tätigen Mitgefühl.

»Sie ist nicht hier«, sagte er schlicht, »oder vielleicht... wie auch immer, was du vor dir siehst, bin nur ich, aber ich kann dir bei deiner Suche eine gewisse Hilfestellung leisten. Ich muss es auch tun, denn du bist ein Mensch, der sein bisheriges Leben vergeudet hat, und du wirst auch zweifellos den Rest vergeuden, sofern du nicht wahrhaft die Lektionen dieses Gartens lernst.«

»Aber ich habe mein Leben doch gar nicht vergeudet«, wandte ich ein. »Ich habe die Königliche Akademie besucht, und ich habe das Diplom der Akademie erworben, und zwar mit Auszeichnung. Ich bin einer unter einer Million in unserem Land. Niemand ist so weit gekommen.«

»Und trotzdem sage ich, du hast dein Leben vergeudet. Was kann dieses Stück Papier, dieses Diplom der Königlichen Akademie, dir schon nützen?«

»Ich könnte ein Meister der Rechtspflege werden, oder der Medizin, oder jeder anderen bedeutenden und angesehenen Wissenschaft, und damit mein Glück machen.«

»Was für ein Glück?«, fragte er und zog mich hoch, stellte mich auf die Füße und starrte mich kampfeslustig an. Ich war ein wenig überrascht festzustellen, wie kleinwüchsig er war, und fühlte mich sofort etwas selbstsicherer.

»Mit ›Glück‹«, sagte ich, »meine ich kein großes Vermögen. Ich weiß natürlich, dass Reichtum nicht das einzige Ziel im Leben ist – das habe ich in meinen Philosophiekursen gelernt. Mit ›Glück‹ meine ich lediglich einen bescheidenen Wohlstand, der einem Mann und seiner Familie ein behagliches Dasein ermöglicht.«

»Und das wäre also keine Vergeudung des Lebens, seiner Familie auf anständige und bescheidene Weise ein behagliches Dasein zu ermöglichen?«

»Nein, natürlich nicht, das wäre keine Vergeudung des Lebens, das wäre ein gutes Leben, ein erfülltes und sinnvolles Leben.«

Beim Wort »sinnvoll« zuckte er zusammen und erblasste leicht, wie ich selbst in der Dunkelheit erkennen konnte. Er fixierte mich mit seinen Falkenaugen und umklammerte dann mit einem Raubvogelgriff meinen Arm.

»Dann ist es also keine Vergeudung des Lebens, dieses ganze Leben in Schmerz und Leiden zu verbringen und absolut nichts zu unternehmen, um diesem Schmerz und Leiden zu entrinnen?«

Ich war verwirrt. »Natürlich wäre es eine Vergeudung, wenn es wirklich nur Schmerz und Leiden wäre, aber das Leben ist schließlich mehr als das. Das Leben bietet auch Schönheit und Behagen; ein gutes Zuhause, eine gute Familie und die Nähe derer, die man liebt, und all seiner Freunde.«

»Dann ist es also kein Schmerz«, sagte er, zog mich an seine Seite und marschierte los, auf die Nordmauer zu, in die Nähe des Tors, »dann ist es nicht schmerzhaft, sich einen Knochen zu brechen oder sich in die Hand zu schneiden oder seine Mutter zu verlieren?«

Nun zuckte ich zusammen, als ich mich an ebendiesen Schmerz erinnerte. »Natürlich ist es schmerzhaft, alle diese Dinge sind schmerzhaft, aber diese Schmerzen sind nicht das Einzige, woraus das Leben besteht. Diese Schmerzen treten nur von Zeit zu Zeit auf, diese Schmerzen erleidet man an bestimmten Tagen, in bestimmten Jahren, und es dürfte kaum einen Menschen geben, dessen Leben restlos angefüllt wäre mit solchen Schmerzen und das nicht auch etwas Schönheit und Glück enthielte.«

»Was für Glück?«, fragte er.

»Was für Glück?« Wieder war ich verblüfft, denn Tsongkhapa der Große, dieser kleine verbissene Mann, der leibhaftig neben mir herging, kam mir ganz und gar nicht wie ein großer Philosoph vor, und ich war allmählich etwas enttäuscht, nicht nur über sein Aussehen, sondern auch über die Fragen, die er stellte. »Glück, nun ja, was ist mit dem Glück eines Kindes, eines frohen, lächelnden Kindes?«

»Das ist also deine Vorstellung von Glück – das Gesicht eines lächelnden Kindes?«

»Ja«, erwiderte ich, »natürlich, genau dieses Gesicht. Wer könnte dessen Schönheit bestreiten? Wer könnte behaupten, dies sei Schmerz oder Leiden?«

Er blieb abrupt stehen, wandte sich rasch nach mir um und fixierte mich mit einer Miene, in der Zorn und Mitleid miteinander zu ringen

schielen. »Dieses Kind«, sagte er, »dieses Kind. Wird es nicht entsetzliche Dinge erleben? Wird es nicht, sofern es nicht selbst eher stirbt, den Tod seiner über alles geliebten Eltern erleben? Und wird es nicht Krieg und Hass erleben und die Gewalt, die sich die Menschen gegenseitig antun? Und wird es, wenn es nur lang genug lebt, nicht den Verlust all dessen erleben, was ihm lieb und teuer ist, und wird es selbst nicht zuletzt unausweichlich ein zahnloser, hilfloser, sterbender Greis werden?«

Ich stutzte betroffen. »Natürlich, natürlich sind all diese Dinge möglich...«

»Möglich?!« Er kreischte beinahe. »Möglich? Sind sie nicht vielmehr durchaus wahrscheinlich – ja, sogar *gewiss*?«

»Doch, vermutlich ist es sehr wahrscheinlich, dass jedes Kind, und mag es jetzt auch noch so glücklich sein, früher oder später all diese Dinge erlebt und schließlich ein alter, gebrechlicher, leidender Greis wird.«

»Wie kannst du dann behaupten, das Gesicht des Kindes sei schön?«, fragte er leidenschaftlich.

»Es ist doch offensichtlich«, entgegnete ich, und mein Widerspruch kam ganz spontan, aus innerster Überzeugung. »Das Kind *ist* glücklich, und das Kind *ist* etwas Schönes in dem Moment, in dem es uns so anschaut. Und mag dieses Kind auch später alt werden und die Schrecken des Lebens erfahren, ist es doch in diesem Moment glücklich und schön gewesen.«

»Und demnach ist es angenehm«, entgegnete er sanfter und nachdenklich, »und nicht schmerzhaft, mit der Zunge langsam und fest die Schneide eines Rasiermessers entlangzufahren?«

Die Vorstellung, mit der Zunge die Schneide eines scharfen Rasiermessers entlangzufahren, ließ mich gequält zusammenzucken. »Nein, natürlich würde es wehtun, es würde eine tiefe Wunde verursachen.«

»Aber angenommen«, sagte er, »das Rasiermesser wäre mit Honig bedeckt, und du lecktest den Honig und würdest die warme Süße des Honigs schmecken, ohne zu wissen, dass die Klinge da ist, und du würdest erst im Nachhinein merken, dass du dir die Zunge aufgeschlitzt hast?«

»Es bliebe dennoch ein Schmerz und keine Freude. Ich könnte mir keinen brennenderen Schmerz vorstellen. Wenn ich mir beim Honiglecken zugleich die Zunge zerschnitt, dann wäre es keine Freude, sondern nur Schmerz.«

»Damit behauptest du also«, sagte er selbstsicher, »dass Honig zu lecken keine Freude ist.«

»Honig für sich genommen«, erwiderte ich automatisch, »ist eine Freude.«

»Aber Honig zu lecken, wenn sich unter dem Honig ein Rasiermesser versteckt, das deine Zunge zerschneidet – ist das eine Freude?«

»Nein, das sagten wir bereits – das ist keine Freude.«

»Wenn also eine Freude immer und notwendigerweise von einem unendlich viel größeren Leiden begleitet wird, dann können wir sagen, dass es keine Freude ist – richtig?«

»Ja«, sagte ich triumphierend.

»Ja!«, sagte er triumphierend, und er zeigte mir das Gesicht des Kindes: glücklich, schön, und durch und durch leidvoll.

Drittes Kapitel

Meditation

Die Worte des Meisters Tsongkhapa und, wie ich jetzt meine, auch der Tod meiner Mutter berührten mich tief. Nicht, dass ich mutlos oder gar verzweifelt gewesen wäre; nach außen hin führte ich weiterhin ein normales Leben, setzte meine Studien und meine schriftstellerische Tätigkeit fort und hatte damit ein bescheidenes, aber ausreichendes Auskommen. Doch das Gespräch mit dem Meister und der Tod wurden in meiner Vorstellung zu unzertrennlichen Gefährten: Das eine gab den Grund des anderen ab.

Es traf zu, dass meine Mutter ein gutes Leben gehabt hatte: Sie hatte ihre Kinder großgezogen, sich in ihrer Welt nützlich gemacht, immer und ohne zu zögern für die Bedürfnisse jedes Unbekannten gesorgt, den wir nach Haus gebracht hatten. Doch was hatte das alles für einen Sinn, wenn sie, gleichgültig, wie sie gelebt hatte, alt geworden und so qualvoll an Krebs gestorben war und wenn alles, wofür sie gelebt hatte – ihre Söhne, ihr Zuhause, ihre Arbeit –, bereits jetzt allmählich zu Staub zerfiel und zwangsläufig schon bald, nachdem sie selbst vergessen wäre, in Vergessenheit geraten würde? Sie war der Beweis der Wahrheit dessen, was Tsongkhapa mir im Garten gesagt hatte – dass selbst Dinge, die an sich gut und schön erschienen, es nicht waren, wenn sie unweigerlich mit Tod und Schmerz endeten. Und Tsongkhapa wiederum existierte in meiner Vorstellung allein um ihretwillen: Er war zum Garten gekommen, weil er um meine Nöte gewusst hatte, und er hatte mir einige meiner Fragen beantwortet.

Während die Monate vergingen, beschäftigten mich der Tod und das Gespräch immer mehr, und so drängte es mich schließlich, eine kleine Einsiedelei aufzusuchen, die sich in einiger Entfernung von unserem Wüstenstädtchen befand. Dort fand ich einen gütigen, frommen und gelehrten Abt, der mich freudig aufnahm, mir ein kleines, ruhiges Zimmer zuwies, in dem ich wohnen konnte, und mir auf einem nahe gelegenen Landgut eine Stelle als Bibliothekarsgehilfe verschaffte. Ich verbrachte viel Zeit mit dem Studium heiliger Texte und dachte viel über das Gespräch und den Tod nach. Schließlich gelangte ich zu der Überzeugung, dass es einen Weg gab, der mich zu den Antworten all meiner Fragen führen würde. Ich sehnte mich zutiefst danach, diesen Weg zu finden. Und so zog es mich schließlich zum Garten zurück, und ich betrat ihn eines Abends im Vorfrühling, als die Luft über der Wüste milder zu werden begann und der Boden und die Rosensträucher dieses geliebten Ortes sich mit jungem Grün bedeckten. Dort wartete ich wieder auf Sie.

Diesmal musste ich nicht lange warten, doch umso eher kam die Enttäuschung, denn der Schritt, der sich in der Dunkelheit vom Tor her näherte, unterschied sich gänzlich von Ihrem: Er war nicht hüpfend, sondern gemessen, munter zwar, aber zugleich fast geschäftsmäßig und vor allem gewichtig. Ich wandte mich um und erblickte den großen Meditationsmeister – Kamalashila.

Er entsprach nicht im Mindesten meinen Erwartungen, denn ich hatte mir eine strenge und ernste Persönlichkeit vorgestellt, ein Gesicht und einen Körper, die von den Spuren unablässiger tiefer Meditation gezeichnet waren, von den lang anhaltenden Kasteiungen, die sie vor elfhundert Jahren zu Füßen einer Felswand des Himalaja erduldet hatten. Doch Kamalashila wies keinerlei Ähnlichkeit mit dem Bild auf, das ich mir von ihm gemacht hatte. Er war mittelgroß und pummelig, und sein zu hoch gerafftes Gewand, das gerade seine Knie bedeckte, verlieh ihm ein irgendwie verspieltes, jungenhaftes Aussehen. Sein Gesicht passte zu seiner übrigen Erscheinung: runde, gesunde Backen, eine knollige Nase, eine indisch-dunkle Hautfarbe, ein schlecht rasierter, hier und da mit weißen Haarstoppeln übersprenkelter Schädel, und als

Krönung des Ganzen vergnügte, funkelnde Äuglein, die – wie die ganze Person – unentwegt zu kichern schienen.

»Du willst den Weg kennen lernen!«, sagte er.

»Ja, natürlich«, erwiderte ich, denn es ist eine sehr ernste Angelegenheit, um die wahre Leidhaftigkeit der Welt zu wissen und dringend nach dem Ausweg zu suchen.

»*Warum nicht!*«, lachte er, »und – warum *nicht!*«

»Ich möchte wissen, warum meine Mutter gestorben ist«, erwiderte ich düster, »und ich möchte wissen, ob es irgendetwas gab, was ich für sie hätte tun können, oder ob es irgendetwas gibt, was ich jetzt noch für sie tun könnte – und ich möchte wissen, ob es immer so sein muss.«

»Ja! Ja!«, dröhnte er zurück. »Lässt sich machen! *Warum nicht?* Du musst meditieren lernen!«, und ließ sich auf das Stückchen Rasen unter dem Johannisbrotbaum plumpsen, das mir wegen der zärtlichen Nächte, die ich dort mit Ihr verbracht hatte, so lieb und teuer war.

Mit einer Geste bedeutete er mir, mich neben ihn zu setzen. Auf der Akademie hatte ich mit Freunden ein wenig meditiert, auch hatte ich etwas darüber gelesen, also setzte ich mich aufrecht hin, schloss die Augen und versuchte, an nichts zu denken.

Er kicherte und klopfte mir auf den Rücken. »*Was tust du da?*«, erkundigte er sich vergnügt.

»Meditieren!«, sagte ich.

»Würdest du ein Rennen laufen, ohne dich vorher aufzuwärmen?«, fragte er fröhlich.

»Na ja, eigentlich nicht.«

»Du musst dich *aufwärmen!*«, lachte er und sprang wieder auf.

»Wie wärmt man sich auf?«, fragte ich und stand lustlos auf, da ich an Kniebeugen und ähnliche unangenehme Übungen dachte.

Zum ersten Mal sah mich Kamalashila mit einer gewissen Strenge an. »Jeder will meditieren, aber keiner weiß, wie's geht! *Man muss sich richtig aufwärmen!*«, sagte er.

»Also wie geht nun dieses Aufwärmen?«

»Erst *aufräumen!*«, krächte er und fing an, auf dem kleinen Rasenstück hin und her zu laufen, wobei er sich immer wieder vornüber-